

Mehr Abriss wagen!

Überall in Deutschland protestieren Bürger gegen Neubauten, die Nachkriegsarchitektur dagegen steht unter Naturschutz. Dabei hat sie wenig Mitleid verdient. Von Alan Posener (Welt am Sonntag, 14.11.2010)

Friedrich Nietzsche kannte seine Deutschen. Schon Ende des 19. Jahrhunderts warnte der Philosoph in seiner Schrift über den "Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben" vor einer antiquarischen Haltung, die "alles Alte und Vergangne einfach als gleich ehrwürdig" hinnimmt, während "alles, was diesem Alten nicht mit Ehrfurcht entgegenkommt, also das Neue und Werden, abgelehnt und angefeindet" wird. Willkommen im Deutschland von Stuttgart 21.

Inzwischen hat die Verehrung alles Alten die Bauten der deutschen Nachkriegsmoderne - also der noch vor wenigen Jahren als "Nierentischmoderne" verspotteten 50er- und 60er-Jahre - erreicht. Bürgerproteste haben den Abriss des Kölner Schauspiels gestoppt, dürften den Abriss der Bonner Beethovenhalle noch verhindern, wollen den Plenarsaal des niedersächsischen Landtags ebenso retten wie das studentische Clubhaus und die Mensa der Universität Tübingen.

Zwar bekommt man im spießigen Tübingen das Gefühl, es gäbe Wichtigeres zu entsorgen als ausgerechnet das kleine, aber feine Clubhaus von Rolf Gutbrodt (1956/57) und die lichte Mensa von Paul Baumgarten (1966). Grundsätzlich aber verdient keine Epoche weniger Rücksicht als die Nachkriegsmoderne, die unbarmherzig mit ihren Vorgängern aufräumte und in deutschen Städten mehr Verwüstungen anrichtete als der Bombenkrieg. Gerade als Reaktion auf diese Kahlschlagmentalität entstand ja die inzwischen vorherrschende antiquarische Stimmung. Es ist schon ironisch, dass die Bauten jener Zeit nun davon profitieren.

In Köln zum Beispiel wurden die Oper (1954-57) und das Schauspiel (1959-62) von Wilhelm Riphahn und Hans Menne dort errichtet, wo einst die in der "Reichskristallnacht" zerstörte Altstadt-Synagoge gestanden hatte. Schon die Nazis hatten dort "Kulturbauten" errichten wollen. Nun ist Kölns Innenstadt von einer derart atemberaubenden Hässlichkeit, dass Riphahns Ensemble mit seinen klaren Formen durchaus würdig daherkommt, aber - eingeklemmt zwischen den Lieferanteneingängen und Parkhäusern der Fußgängerzone und der - bereits von den Nazis geplanten - Nord-Süd-Autoschneise - kaum etwas zur Aufwertung seiner Umgebung beitragen kann.

Die Fläche vor der Oper, unter der die Fundamente der Synagoge liegen, wurde als Parkplatz genutzt und in einem Akt des verschleiernenden schlechten Gewissens "Offenbachplatz" genannt - der Operettenkomponist Jacques Offenbach war ja Sohn eines Kantors der Synagoge. Mit seinen Betonblumenkübeln, einem Betonwasserspiel und den unwirtlichen "Opern-Terrassen" verstrahlt der Platz heute den Charme der späten DDR.

Nicht zuletzt deshalb entstand der Plan, Oper und Schauspiel nach Deutz zu verlegen: Spektakuläre Neubauten am Rheinufer mit Blick über den Fluss auf Dom und Altstadt hätten Stadt und Bühnen aufgewertet. In Riphahns Oper, deren Foyer

mit seinen schlanken Säulen und schön geschwungenen Treppen bis heute die gute Stube des Kölner Bürgertums ist, hätte zum Beispiel das Musicaltheater ziehen können; zurzeit haust es in einem blauen Gummiprovisorium, das seinen Teil zur Verschandelung des Rheinufer beiträgt. Finanzielle Verzögerung und eine vom Architekten-Mittelmaß geförderte Feuilleton-Kampagne gegen "Event-Architektur" ließen die Vision sterben.

Stattdessen sollte Riphahns Oper erhalten werden und ein Neubau dem Offenbachplatz einen Hauch von Urbanität verleihen. Das akustisch problematische Schauspiel und die Opernterrassen sollten abgerissen werden. Freilich sah der prämierte Entwurf von Philippe Chaix aus wie ein Kaufhaus, wovon die Gegend genügend hat. Das Schlechtere ist der Freund des Unzureichenden. So konnte eine Bürgerinitiative mit dem irreführenden Namen "Mut zur Kultur!" - mit dem "Mut" der Bürger von heute wäre der Kölner Dom nie gebaut worden - durchsetzen, dass architektonisch alles beim Alten bleibt.

Das ist vielleicht der tiefere Sinn der Bürgerproteste. Die alternden Kinder - und Kritiker - des Wirtschaftswunderlands entdecken auf ihre alten Tage die Nostalgie, da die Fassaden ihres Lebens abgeräumt werden. Hier bekam man den ersten Kuss, dort war man zum ersten Mal auf einer Demo. Betrachtet man den Plenarsaal des niedersächsischen Landtags in Hannover von außen, so kann man sich jedenfalls keine schlüssigere Erklärung für die 40 000 Unterschriften gegen seinen Abriss vorstellen. Vor lauter Ehrfurcht gegenüber dem ehemaligen Schloss der Hannoveraner Könige ist Dieter Oesterlens Anbau zu einem gesichtslosen Steinkasten erstarrt. Innen freilich sieht es anders aus. Der Saal ist ein beeindruckendes Zeugnis der Nierentischästhetik seiner Entstehungszeit (1958). Sofort aber werden zwei Probleme sichtbar: Er ist zu klein, und er bekommt kein Tageslicht. Wenn die Abgeordneten zwei, drei Tage lang zehn Stunden am Tag hier sitzen, bröckelt schon am zweiten Tag die Stimmung, heißt es. Die Debattenkultur werde vom Eingeschlossensein geprägt. Die Besprechungsräume sind fensterlose Besenkammern. *Form follows Function?* Hier nicht. Hier ist Funktionalität dem Formwillen geopfert worden. Soll man aus Pietät gegenüber der Architektur eine solche Beschädigung der Demokratie in Kauf nehmen?

Der prämierte Entwurf des Kölner Architekten Eun Young Yi für einen Neubau ist solides Handwerk ohne große Effekte: ein fast quadratischer Bau mit einem von 12 mal 14 Säulen getragenen Flachdach; die Wände des Plenarsaals bestehen aus Glasbausteinen, die tagsüber für Helligkeit sorgen, nachts den Bau von innen leuchten lassen sollen. Yi baut übrigens auch die "Bibliothek 21" auf dem Gelände, das durch die Aufgabe des Kopfbahnhofs in Stuttgart zu einem neuen Stadtteil werden soll.

Nach dem Protest gegen Stuttgart 21 freilich stehen alle großen öffentlichen Bauvorhaben in Deutschland unter Vorbehalt. In Bonn wollten Telekom, Post und Postbank ein neues Festspielhaus sponsern und dafür die Beethovenhalle von Siegfried Wolske (1959) abreißen lassen. Nach Bürgerprotesten ist das Projekt ausgesetzt worden. Glaubt man den Abrissgegnern, handelt es sich bei Wolskes Beethovenhalle um ein Jahrhundertbauwerk. Doch der damals erst 29 Jahre alte Schüler des großen Hans Scharoun hat mitnichten etwas geschaffen, das etwa mit Scharouns Berliner Philharmonie zu vergleichen wäre.

Dramatisch am Rheinufer positioniert, zeigt der Bau dem Fluss die kalte Schulter und versteckt sich hinter einer Grasböschung. Der Stadt streckt die Beethovenhalle einen langen, gläsernen Finger entgegen, in dem die Garderoben untergebraucht sind. Das Foyer ist hübsch, wird jedoch verhunzt durch mobile Champagner- und Würstchenbars. Der Konzertsaal aber mit seinem flachen Fußboden und dem zu hohen Podest sieht aus wie eine beliebige Mehrzweckhalle. Die miserable Akustik wird seit Jahren von Musikern kritisiert. Hier finden Abiturbälle, Computermessen und Pathologenkongresse statt. Damit - und nicht etwa mit Beethoven und Co. - macht die Halle ihr Geld. In dem geplanten, ausschließlich auf Konzert und Theater ausgerichteten Neubau wären solche Veranstaltungen vermutlich nicht möglich; aber die prämierten Entwürfe "Der Diamant" von Zaha Hadid und "Die Wellen" von Hermann & Valentiny sind so wunderschön, dass es einem Kulturfrevol gleichkäme, nicht einen davon zu realisieren - und zwar dort, wo jetzt der Wolske-Bau steht, denn für beide ist die Öffnung zum Rhein hin für die Wirkung entscheidend. Klar ist das "Event-Architektur" - und zwar vom Feinsten. Architektur, die kein Ereignis sein will, kann man für Büros und Banken verwenden.

Nietzsche meinte, die Historie müsse sich dem Leben unterwerfen. Das gilt vor allem für die Architektur. Städte sind keine Friedhöfe, sie sind für die Lebenden da. Und die Lebenden können sich nicht vor der Entscheidung drücken, wie sie ihre Städte gestalten wollen, indem sie einfach Nein zum Neuen sagen. Für den beherzten Abriss auch ganz anständiger Architektur früherer Epochen, wenn - aber nur wenn - es eine bessere Alternative gibt, spricht allein schon die Überlegung, dass wir damit den kommenden Generationen das moralische Recht geben, mit unseren Bauten auch so zu verfahren. Mit diesem Bewusstsein lässt sich vielleicht auch manches Missglückte leichter ertragen.

Welt am Sonntag, von Alan Posener, 14. November 2010